

Die sieben Schwestern.

Humoreske von Horst Mellenthin.

Der Morgen dümmerte auf. Wo das Frühlingslicht die im Osten vorgelagerten Rebellenmauern durchbrach, lag ein weißlicher Opalglanz über der See.

Zwischen dem Lande und dem vor Anker liegenden „Meteor“ ein Boot, das sich langsam und schwerfällig durch die Dünung arbeitete.

Robert von Langwarth ließ den Selbsthörer sinken, stützte beide Arme auf die Reeling und wandte sich an seinen Freund Volters, der die Ellenbogen noch breiter ausgelegt hatte.

„Ein Bierriemer. Dabei beneigt er sich wie eine Made im Sped.“

„Sim Volters schob seinen Nasenwärmer aus dem rechten in den linken Mundwinkel und nickte.“

„Soll wohl“, sagte er, ohne den Blick von der spielenden Wasserfläche unter ihm abzuwenden; „bei siebenhunderttausend Pfund Ladung.“

„Red' kein Blech!“

„Wie ich sage. Aber Sterling natürlich.“

„Dann wären das also —“

„Die sieben Schwestern.“

Leutnant von Langenwarth pfiff durch die Zähne und hob das Glas an die Augen.

„Soooo — dann verstehe ich auch, daß Du gegen Deine Wohnort zu dieser Stunde aus der Koje getrocknet bist.“

„Geschäft ist Geschäft.“

„Aber sagst Du nicht, daß die Damen erst in Odde an Bord kommen würden?“

„Das sagte ich in Hamburg. Gestern Abend telegraphierte mir mein Alter nach Rotterdam, daß die Wohlthätige Nacht Habarie gehabt hat. Die Misses würden sich von Harwich aus anboten lassen.“

„Wie ist Dir nun dabei? Ich meine — Buridans seliger Esel hat es leichter gehabt mit seinen zwei Heubündeln.“

„Sim Volters redete die gedrungenen Glieder auf und gähnte.“

„Das wird wie es muß“, sagte er, indem er seine Pfeife in die hohle Hand ausklopfte.

Der Offizier lachte hell auf. Diesen Spruch hatte er oft gehört. Der ganze gleichmütige Fatalismus des Freundes kam darin zum Ausdruck.

Das wird wie es muß, hatte der Wandbeter Husar gesagt, als er nach Hamburg in das muffige Kontor von J. N. Volters' Söhne abberufen wurde — und das selbe sagte er jetzt, da man ihn auf die Brautschau geschickt hatte.

„Hör mal, Sim: die Damen sind Dir doch bekannt. Wahrscheinlich hast Du schon Deine Wahl getroffen.“

„Nein. Auf's Heirathen habe ich sie mir in London gar nicht angesehen. Aber da ich nun weiß, daß sie kommen, werde ich mich wieder hinlegen. Ich bin noch müde.“

„Was — Du willst sie nicht begrüßen?“

Der Dide schüttelte den Kopf.

„Macht man nicht, mein Lieber. Wenn ich eine Ladung Teakholz kaufen will, dann thu ich so, als wenn ich sie gar nicht brauchte. Morning, Bob.“

Einige Minuten später stieß das Boot an. Sieben Riesentöcher wurden an Bord geschleppt — und sieben Damen in graubraunen Regenmänteln mit Kapuzen erkletterten unter Lachen und Plaudern das Fallreep.

Nur eine von ihnen, die letzte, bemerkte Robert Langwarth's Gruß und erwiderte ihm mit einem munteren Kopfnicken.

In den nächsten zwei Tagen bot sich den Nordlandfahrern — soweit sie nicht seetant waren — ein reizvolles, brotlig wirkendes Bild:

Sieben Gibson-Girls, alle blond, alle mit leichten Sommerprossen-Lupfen auf den Naschen, fast gleich gefleidet und auch sonst von einer verblüffenden Ähnlichkeit untereinander, lagen auf dem Sonnendeck in ihren Liegestühlen in einer Reihe. Vor ihnen lag zu bestimmten Stunden Herr Simeon Volters und machte Konversation. Kerzengerade, am Halbe von einem hohen Stuhlumgelegten gewürzt, die Hände auf seine Knie gestemmt, überhaute er die Reihe nach rechts und links wie ein Feldherr ober besser: wie ein Organist seine Register; denn bei welcher der sieben blonden Orgelpfeifen er mit seinem harten Englisch ansetzte, löste sich prompt ein helles Lachen aus — und manchmal lachten alle zusammen.

Das war aber immer nur eine Stunde vor dem Lunch und eine nach dem Diner. Zu größeren Unterreden hielt sich Sim Volters für ein so glattes Geschäft, wie es das Heirathen bei dieser Auswahl war, nicht verpflichtet. Die übrige Zeit verbrachte er mit Schlafen, Essen und Rauchen.

Nachdem der „Meteor“ die unangenehme Nordsee verlassen hatte und in die Märchenwelt der Fjorde eingelaufen war, erhielt die Konversationsstunden auf dem Sonnendeck einen erheblichen Zuwachs an interessierten Beobachtern. Eine ganze Anzahl Herren, darunter ein richtiggehender italienischer Prinz, biedernten sich bei Sim Volters an, in der Hoffnung, vorgelesen zu werden. Der Hamburger war da jedoch außerordentlich schwerhörig — auch Langwarth gegenüber, dem er trocken erklärte:

„Ehe man nicht den Schlüßstein ober das Kommissariat in Händen hat, soll man die Konkurrenz nach Möglichkeit ausschalten. Also warte, bis ich gewählt habe, my boy. Das dürfte bald sein. Ich glaube, die Ethel wird's. Sie hat so träumerische Augen.“

Umso verdügter war er, als am nächsten Tage bei der Reue auf dem Sonnendeck just Ethel fehlte. Mit dem rechten träumerischen Auge sah sie durch ein Fernrohr, das der Prinz Donner und Doria, oder wie er sonst hieß, unter temperamentvoller Erklärungen der schönen Gegen die vorhielt. Und anstatt, daß sie dann ihre Stimme im Register wieder übernahm, blieb sie fort — ebenso ihre Schwester Ruth, die von Odde ab sich für „Shuffle Bord“ interessierte, ein Spiel, in dem ein baumlanges Register-Affessor aus Schleswig sie unterwies.

Unter den ihm verbliebenen fünf hielt Sim Volters nun etwas regere Umlauf. Aber er hatte den Eindruck, als ob die Damen von Tag zu Tag mehr abgelenkt wären — namentlich Mabel, auf die er jetzt sein Hauptaugenmerk gerichtet hatte. Sie schien sogar lebend. Nur wenn der junge Schiffsarzt mit der forschenden Terg über Wangen und Nase nach ihrem Befinden sich erkundigte, hatte sie sofort eine gesunde rote Farbe; und forberte er sie zu einem Spaziergang auf, der ihr zuträglicher sei als das Herumliegen, so war Miß Maud vollends munter. Schließlich ging sie alle Tage — ein Stunde vor dem Lunch und eine Stunde nach dem Diner — mit dem Schiffsarzt spazieren.

Der Restbestand hielt sich einige Tage. Sim Volters theilte dem Freunde mit, daß er sich für Mabel entschieden habe, da diese immer sehr aufmerksam zuhört, wenn er von dem neuen Farbholz erzähle. Aber gelegentlich der herrlichen Ueberlandtour von Bergen nach Gudvangen ging Mabel verloren und gleich nach einer der Schwestern. Während letztere unter Anleitung eines Münchener Professors auf jeder Haltestelle Landschaften malte, verließ Mabel in Stahlhelm, wo sie eine Familie aus Vortsmouth getroffen hatte, die dort ihren auf der Robbenjagd begriffenen Sohn erwartete. Mabel kannte die Schwester und auch den Sohn — und legte Werth darauf, zu erfahren, wieviel Robben er wohl geschossen habe. Erst im Songe-Fjord ließ sie wieder zu der Gesellschaft und brachte den Robbenfänger sowie dessen Schwester mit. Sie schien sehr glücklich.

Der „Meteor“ lag vor Alesund. Nur die Malerin war mit ihrem Professor an Land gegangen um die Reste der berühmten Brandstätte auf die Leinwand zu bannen. Miß Ethel schaute träumerischer denn je durch das prinzipale Fernrohr, Ruth spielte „Shuffle Bord“ schon fast so schön wie der lange Register-Affessor, Maud lebte mit dem Schiffsarzt ihrer Gesundheit, und Mabel interessierte sich für Robben doch erheblich mehr als für Farbholz.

Sim Volters und Leutnant von Langwarth lagen mit allen vier Ellenbogen auf der Reeling — und Sim Volters war sehr nachdenklich.

„Du, Bob.“

„Hm?“

„Welche von den Zwei soll ich nehmen?“

„Zwei —?“

„Nun ja, da sind noch May und Gertrude. May ist mir eigentlich lieber. Sie ist mehr gefest und zurückhaltend. Hast Du gesehen, wie sie den zudringlichen Küssen gestern hat abfallen lassen? Das gefiel mir sehr, und ich denk', ich nehm' sie. Meinst nicht auch?“

„Wenn Du aus der Serie überhaupt eine haben willst wird Dir wohl nichts übrigbleiben.“

„Wieso! Gertrude ist doch auch ganz nett. Außerdem die Jüngste —“

„Kommt aber für Dich nicht mehr in Betracht mein Junge. Ich habe heute beim Lunch ihr Jawort erhalten. Es wird, wie es muß, nicht wahr?“

Sim Volters erwiderte nichts, sondern stürzte nach dem Sonnendeck hinauf und erklärte Miß May, die in einem Band Tauchmilch las, seine Liebe. Sie ließ das Buch sinken und hörte aufmerksam zu. Als er zu Ende war und kingeriffen ihre Hand ergriff, schüttelte Miß May die seine mit dem kräftigen Druck einer Sport-Lady:

„Ich danke Ihnen, Mister Volters. Es war sehr schön. Aber — ich bin schon verlobt.“

Im Geiranger-Fjord stand von einem der sentrechten Felsen ein Wasserfall. Die sieben einzelnen Arme, aus denen er besteht, heißen die sieben Schwestern — und als der „Meteor“ den Felsen passierte, wurden Böller geschossen und den Misses Wohltham sowie deren Verlobten lebhaft Ovationen gebracht.

Sim aber sah im Schreibsalon und berichtete an J. N. Volters' Söhne, daß leider alles vergriffen sei.

Eine japanisch-britische Ausstellung.

Die von hübschen Gartenanlagen umgebenen Stadtpaläste der sogenannten „Weißen Stadt“ im Westen Londons enthielten vor zwei Jahren eine sehr geschickt organisierte, stark besuchte französisch-britische, im vorigen Jahre eine „internationale“ Ausstellung, die nur ein Vorwand für Randschafare, Kunstschauen und dergleichen Kirmes-Vergnügungen war; heuer haben sich die Unternehmer wieder zu größerem Ernst aufgerafft und eine japanisch-britische Ausstellung veranstaltet. Der britische Theil ist, abgesehen von einer Anzahl Maschinen und einer Kunstausstellung, die alte und neue britische Maler umfaßt, aber trotz einzelner hervorragender Werke hinter der Bilderschau der französisch-britischen Ausstellung weit zurückbleibt, nicht viel mehr als gleichgültiges Füllsel. Der japanische Theil dagegen verdient ein eingehendes Studium, das freilich durch die Verteilung des Sehenswerten in verschiedene Paläste und durch die Untermischung des Wertvollen mit landläufiger Drogenwaare etwas erschwert wird.

In Japan prallen das Heute und das Gestern hart aufeinander; die Handwerker, die auf Vinsennatten hockend, mit ihren schmalen, nervösen und doch so sichern und zielbewußten Händen die zierlichsten Arbeiten ausführen, benutzen dieselben Instrumente, Techniken und Muster, wie ihre Vorfahren vor vielen Jahrhunderten; große Strecken fruchtbarer Bodens wüchsen das an gutem Ackerland nicht eben reiche Japan aus rein ästhetischen Gründen dem Ackerbau, der keine Frucht trägt, aber während der kurzen Blüthezeit einen Anblick von unvergleichlicher zarter Schönheit bietet; viele eigenthümlichen Sitten und weisheitsvolle ausgemittelte Ceremonien sind heute im Schwang wie zu den Zeiten, da jeder Fremde, der das Land betrat, um einen Kopf kürzer gemacht wurde; daselbst Japan baut andererseits Seifen- und Schwefelholz-Fabriken, Bierbrauereien, Drednachts, überzieht die Straßen der Hauptstädte mit einem Netz von Telegraphenbrähnen und Leitungen elektrischer Bahnen, führt nach den neuesten Methoden Krieg gegen verderbliche Bakillen, trägt Epilber und Gebirge. In der Ausstellung wendet sich das Interesse hauptsächlich dem alten Japan und dem neuen nur insoweit zu, als es die Ueberlieferung des alten fortsetzt, also der Kunst und dem Kunstgewerbe; das übrige ist Nachahmung Europas und hat, wie beispielsweise die Abtheilung des japanischen Kriegsministeriums, höchstens für Japan charakteristisch, das man, so viel billige Verkaufsware ausgestellt ist, doch kaum einen Gegenstand entdeckt, den man geschmacklos nennen könnte, während die vornehmlich von europäischen Industrien geschickte Ausstellung vorigen Jahres gar manche Greuel barg. Selbst die einfachen, aber sorgfältig ausgeführten Schaulustern der Japaner stehen vortheilhaft von dem banalen Zierwerk vieler britischer Rasten ab. Mit Trauer bemerkt man nur hier und da, z. B. die modernen Bronzefiguren, europäische Einflüsse, die nicht völlig in der japanischen Art aufgegangen sind, doch hängt das japanische Volk zäher am Althergebrachten, als man nach seinen reißenden Fortschritten in rein praktischer Beziehung vermuten sollte, und es hat noch gute Wege, bis die Kunst und das Kunstgewerbe Japans ihren scharf ausgeprägten Charakter und damit jede Bedeutung verlieren. Die japanische Architektur ist wegen der häufigen Erdbeben und des Mangels an geeignetem Baumaterial verhältnismäßig wenig entwickelt; in der Ausstellung ist sie besonders durch eine „lebensgroße“ Nachbildung eines berühmten Tempelthores aus der alten Königsstadt Nara vertreten. Wie das prunkvolle, bunt bemalte Bauwerk mit dem schweren, geschwungenen Dach an Ort und Stelle wirkt, läßt sich natürlich nicht beurtheilen; auch sagen die mikroskopisch fein gearbeiteten Modelle verschiedener japanischer Tempelanlagen in ihrer niedlichen Puppenhaftigkeit weniger als eine gute Photographie der Originale, welche auch die landschaftliche Umgebung wiedergibt und das den Reiz der Architektur bedingende Spiel von Licht und Schatten stärker zum Ausdruck bringt.

Von der ältern Plastik bringt die Ausstellung nicht viele, aber gute Beispiele. Plastische z. B. sind eine von Mikado geliebte Bronzestatue Buddhas aus dem 7. Jahrhundert mit sanft verträumten, freundlichem Ausdruck, zwei Dämonen aus dem 17. Jahrhundert mit wichtiger Charakteristik der teuflischen Qualen ersinnenden, selbst teuflisch gezeichneten Unholden, ein Greif, der an griechisch-baktrische Vorbilder anknüpft, eine lüppig geschmückte Statue der Göttin Kwanon aus dem 9. Jahrhundert; und endlich die in Holz geschnitzte Porträtstatue eines stehenden Mannes, bei deren äußerst schlichter, überraschender Lebenswahrheit man an den ägyptischen Schreiber im Louvre denkt. Reicher ist die Sammlung von Bildern der klassischen japanischen Kunst, die ein Spröß der genialeren chinesischen Kunst ist. Die Ausstellung bringt eine Reihe alter Originale, die zum Theil aus dem Besitz des Kaisers und japanischer Edelleute stammen

und in Europa zum ersten Male zu sehen sind. Die Schöpfer der ältesten Gemälde sind unbekannt; von bekannten Meistern seien genannt, der Priester Cho-Denju (1351 bis 1427, der mit der Fra Angelico verglichen wird), Kano Montoku, der im 16. Jahrhundert lebte und die berühmte Kano-Schule begründete, Kotin (1660 bis 1714) der „japanische aller japanische Maler“, Ocho (1733 bis 1795), Motoki, der Begründer der volkstümlichen Schule, des Ukiyoe. Die Räume, welche die alten Bilder enthalten, sind meistens ziemlich leer; wer nicht besondere Fachkenntnisse mitbringt, schöpft nur geringen ästhetischen Genuß. Der weiltuge Mann sieht das freilich nicht ein, sondern fabelt von Schönheiten, die er in irgend einer Monographie nachgesehen hat. Das große Publikum hält sich an die neueren Erzeugnisse, die auch dem Laien durch ihre unfehlbar sichere dekorative Grazie bei bewundernswürth scharfer realistischer Einzelbeobachtung aufrechte Freude bereiten. Einem leicht und flüchtig gemalten Affen z. B., der von einem schneebedeckten Kiefernast herunterblickt, wüthten wir an blühender Naturtreue kein Affenbild eines europäischen Malers an die Seite zu stellen.

Wir erwähnen noch die herrlichen Stidereien, die mit erlesenen Geschnitten und unendlicher Geduld hergestellte Blumen, das Gefieder von Vögeln, Frauen, Reihern und von zarter Aquarellmalerei taum zu unterscheidende Meereswogen auf die See abtauben, die technisch vollendeten Bronzen, bei denen die von europäischen Künstlern wenig benutzten geschwungenen Formen der Fischleier oft sehr glückliche Motive liefern, kostbare Rad- und Emailarbeiten, Glasfensterschnitzereien, Porzellanwaaren usw. Großen Anklang finden einige japanische Gärten mit ihren steilen Miniaturbergen, zu deren Gipfel sich schmale Riestrassen, sehr wichtig thnend, emporschlangen, mit den Steinlaternen, den bunten Blumenbüschen, den pughigen, kleinen Seen, kleinen Brüden, kleinen Felsabstürzen und kleinen tempelartigen Lauben. Eine Spezialität der japanischen Gartenkunst, die Baum-Däumlinge, die mit ihren knorrigen, trotz gebundenen Ästen ein getreues Bild hochbetagter Federn und Plantagen im Taschenformat geben, ist allem Anschein nach im Begriff, zur hohen Mode zu werden.

Das Derby-Rennen in Epsom, England.

Das Derby-Rennen in Epsom, das nun schon seit 130 Jahren eine ungeheure Volksmenge aus London und ganz England heranzieht und immer noch als das Hauptereignis des englischen Rennjahres sich behauptet, wenn auch mehrere neuere Rennen bei bedeutend höheren Preisen bieten, war heuer vom Wetter durchaus begünstigt, stand aber sonst unter dem etwas drückenden Einfluß der Landesträuer. Sportleute und Zuschauer versickerten einmüthig nach der Rückkehr in den Club, es sei ein verhältnismäßig hübsches Derby gewesen. Frage man im Einzelnen, so wurde das Fehlen der glänzenden, fröhlichen Rennlotterien der Damen, das düstere Schwarz, das von aller Welt getragen wurde, und die herabstimmende Erinnerung an den dahingegangenen Monarchen erwähnt, der so lange der Schirmherr des englischen Turfs gewesen und noch im letzten Jahre erst zur allgemeinen Freude zum dritten Male den Derbypreis davongetragen hatte. Sonst war indessen der Volkszuwachs diesmal nicht merkbar ge-

ringer als bei früheren Gelegenheiten. Es wäre übrigens auch schwer, genau festzustellen, wie groß das gewaltige Heer der Rennausflügler bei dieser Gelegenheit ist. Daß gewöhnlich nicht viel unter einer Million mit allen möglichen Fahrgelegenheiten, natürlich zum meist mit unzähligen Küchlein auf den Rennplatz befördert werden, darüber sind alle Schätzungen einig, und bei solchem Besuch bei gutem Wetter sind 50,000 oder selbst 100,000 Menschen mehr oder weniger kaum zu spüren.

Das Hauptvergnügen eines echten und richtigen Ausfluges zum Derby-Rennen ist eine Fahrt zu Wagen dahin, wobei der Mensch von Fahrplänen unabhängig und durch einen wohlgefüllten Frühstückskorb und trinkbare Labung gegen die Zufälligkeiten mangelhafter Verpflegung geschützt ist. So sah man denn auch diesmal unzählige Fuhrwerke aller Art, von der schmucklosen vier-spännigen Kutse der Reuzeit bis herab zu den ehrwürdigsten fahrbaren Altherümern nach Epsom ziehen. Automobile aller Art gewinnen freilich als bevorzugte Modefuhrwerke immer mehr das Uebergewicht; wohingegen das einst gerade für das Derbyrennen so beliebte zweirädrige Hansomcab, das einem Pärchen und einem Frühstückskorb soviel Raum gewährte wie die kleinste Kutsche, immer seltener wird. Der große Automobilomnibus, der sich ein paar Jahre lang als Beförderungsmittel für größere Gesellschaften einzubürgern schien, kommt nachgerade wieder in Abnahme. Unter den Fantasiestückwerken, die bei dieser Gelegenheit aufzutauchen pflegen, fiel allgemein ein größerer Reizen auf von der Art, wie man ihn auf allen Straßen der Hauptstadt sieht, wo der herumziehende Gemüse- und Obsthändler Londons, der sogenannte Costermonger, sein Unwesen treibt und sein Geschäft macht. Finke, muntere und meist gut erhaltene Esel sind die Zugthiere dieses geschäftlichen Fuhrwerkes. Während aber gewöhnlich der Costermonger nun mit einem Grauhier seinem Gesichte nachgeht, auch des Bergnügens halber zum Derbyrennen ausrukt, fahren die auf dem obenerwähnten größeren Karren sitzenden beiden Mitglieder der Junst ein Biergespann von drei grauen und einem braunen Esel ganz korrekt wie eine vier-spännige Club-kutsche. Die zwei Sportsmänner eintreten allenthalben auf der Straße viel Aufsehen und Beifall. Sie waren ganz recht in der hergebrachten Tracht ihres Geschäftszweiges aufgetackelt und zeigten sich so munter und guter Dinge, als es der gute Ton der Junst erlaubt. Es dauerte übrigens nicht sehr lange, so verbreitete sich wie ein Lauffeuer auf der ganzen Strecke bis nach Epsom die Kunde, daß die beiden vermeintlichen Straßenhändler vom Grosvenor Hotel abgefahren und Offiziere eines vornehmen Kavallerie-Regiments in Aldershot seien, die eine hohe Wette — man sprach von 22:1 — austrügen und praktisch bewiesen, daß sie auf einen „Costermonger“ zum Derby führen. Sie hatten sich von einem erfahrenen Theatermann, um nicht zu sehr aufzufallen, in eine handesgemäße Mäntel hüllen lassen und fuhrten vier-spännig der Bequemlichkeit und des Vergnügens halber.

Man war bei dem diesjährigen Hauptrennen hauptsächlich darauf gespannt, ob Lord Rosebery zum vierten Male das große Rennen gewinnen werde mit Neil Gow (genannt nach einem schottischen Geiger vergangener Tage) oder ob Herrn „Fairie“ der Sieg mit Lemberg zufallen sollte. Herr Fairie hätte eigentlich schon im vorigen Jahre mit Bagardo den Derbypreis davontragen müssen. Er

entging ihm wieder und wurde König Edward zuheil. Diesmal hatte Lord Rosebery, dessen Pferd bereits bei ein paar früheren Gelegenheiten Lemberg geschlagen hatte, Unglück, indem Neil Gow vor einigen Tagen sich etwas besäufigte und augenblicklich beim Rennen noch nicht wieder auf der Höhe war. Jedermann freute sich dann, als Lord Roseberys zweiter Sohn einer der ersten war, die den Besitzer Lemberg's, Herrn „Fairie“, zu seinem Siege kürzlich auch im Namen seines Vaters beglückwünschte. „Fairie“ ist übrigens nur der Kennname des Siegers. Er ist ein australischer Goldgräber-Magnat und hat seinen Mamon zum guten Theil aus der Broken Hill Mine herborgeholt. Was die Wetten bei dem diesjährigen Derby anbelangt, so ist ziemlich alles normal verlaufen, da in den letzten Tagen Lemberg bereits der meistbegünstigte Kandidat für den Derbypreis war. In den Clubs, wo zum Derbyrennen durchweg eine oder mehrere Lotterien (Sweepstakes) organisiert wurden, wurde am Abend nach dem Rennen wieder die oft vernommene Bemerkung gemacht, daß es durchweg reiche oder sehr reiche Leute sind, denen das Glück mit den ersten Preisen hold ist. Bei dem Riesensweepstakes freilich, das in Australia für das Derbyrennen, wie gewöhnlich, zusammengesteuert worden ist, war ein junger Hauptmann der Kavallerie, der den ersten Preis davon trug. Ihm war Lemberg bei der Verloosung zugefallen. Dann hatte er die Hälfte seines Anttheils spekulationsweise verkauft und nun ist immer noch ein Preis von 22,000 Pfund Sterling auf seinen Kopf gefallen.

Mannege. Athme frei, in vollen Zügen, Fern der Stadt und ihrer Qual — In der Tiefe siehst du liegen Weit das blüthenbunte Thal.

Leicht hebt sich die Brust in Höhen, Wo verlannt der Menschlichen Spur; Gottes Odem fühlst du wehen In der träumenden Natur!

Folge deinem Sehnsuchtsdrange! Auf, zur Höhe, stets auf's neu! Athme — denn wer weiß, wie lang Kannst du das noch feuertrei.

Ein gutes Oets. Professorsgattin: „... Mein Mann macht sich immer, wenn er sich etwas merken will, einen Ancken ins Taschentuch, und da er regelmäßig nicht mehr weiß, was es zu bedeuten hat, ist er schrecklich grantig! ... Drum mach' ich ihm jetzt alle Knoten heimlich wieder auf!“

Eine liebe Seele. „Na, warum sind's denn so traurig, Fräulein Sali, weil der Franz zur Wassensübung hat einrücken müssen — die vier Wochen gehen ja bald vorüber.“

Am Giter. Der Gerichtsvollzieher von Unterarmbach ist nebenher ein gewaltiger Rimrod. „Meine Herren“, erzählt er am Stammtisch eines Abends, „meine Herren, heute habe ich sechzig Hufen geschloffen.“

„Sechs glauke ich“, sagt der Apotheker.

Darauf der Gerichtsvollzieher: „Sechs zum ersten ... zum zweiten ... Viel niemand mehr? ... sechs zum drittenmal.“

Annus banusmal. Wachtmeister (zu einem Soldaten, der ihm von zu Hause eine fetze Gans mitgebracht hat): „Sie wissen doch, Michel, daß das Geschenkgen zwischen Unterebenen und Vorgesetzten verboten ist. Sie bringen mich in Verlegenheit. Die Gans kann ich als Geschenk nicht annehmen. Da sie aber einmal da ist, werde ich sie kaufen. Also, was soll sie kosten?“

Soldat: „25 Pfennig, Herr Wachtmeister!“

Wachtmeister: „Gut — hier ist eine Mark! — da bekomme ich also noch drei Gänse.“

Boshast. Freundin: „Du, Else, Dein Mann ist Dir nicht treu. Als ich eben über den dunklen Korridor ging, umfaßte er mich plötzlich und gab mir einen Kuß!“

Junge Frau: „Ach, da hat er Dich gewiß für das Dienstmädchen gehalten ... (schadenfroh) na, das gönne ich ihm von Herzen!“

Kleiner Widerpruch. „... Und so danke ich allen lieben Freunden und Bekannten für die herzliche Anteilnahme am Ableben meines Gatten; nur die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mit ihm im Jenseits hält mich am Leben.“

Ein Glid. „Hat Tom Glid gehabt auf seiner Tigerjagd in Indien?“

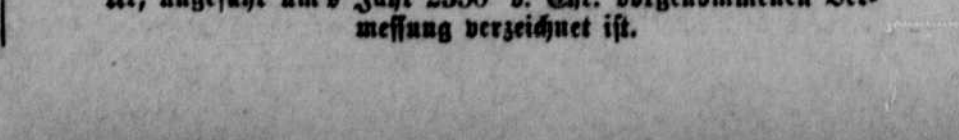
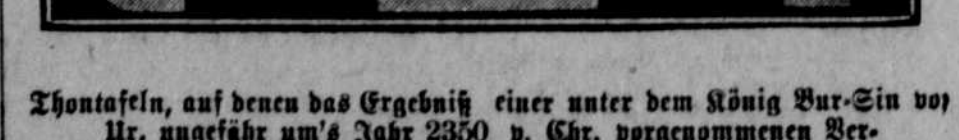
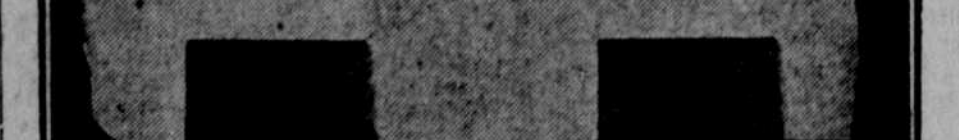
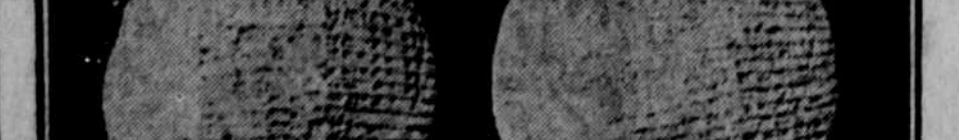
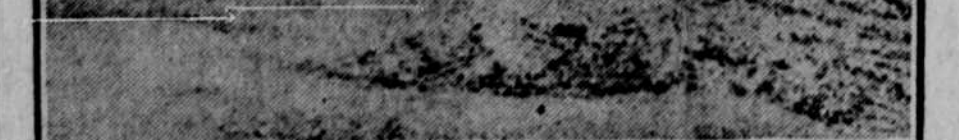
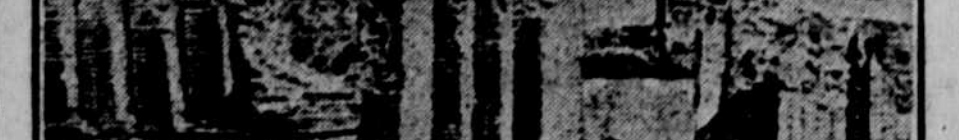
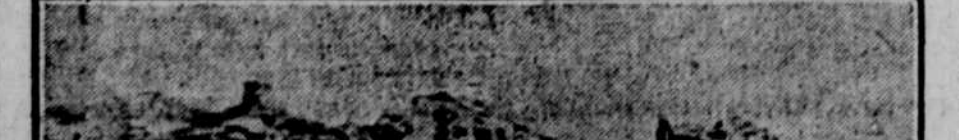
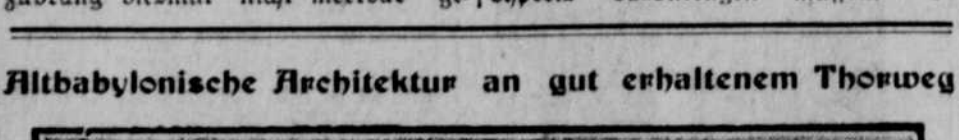
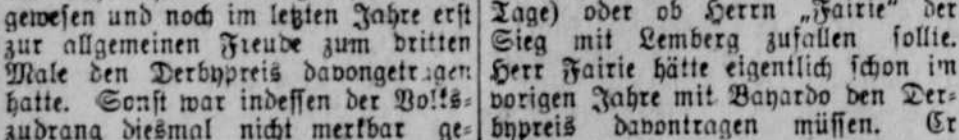
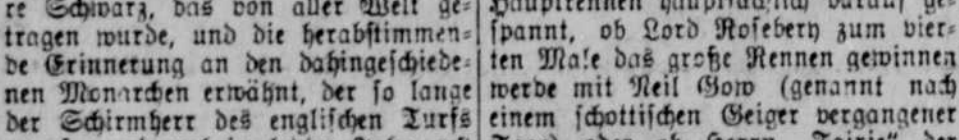
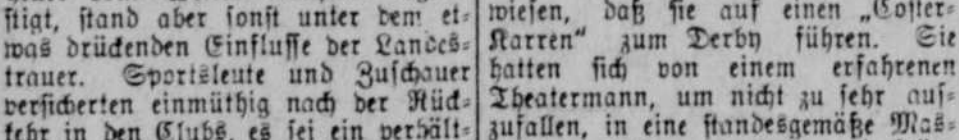
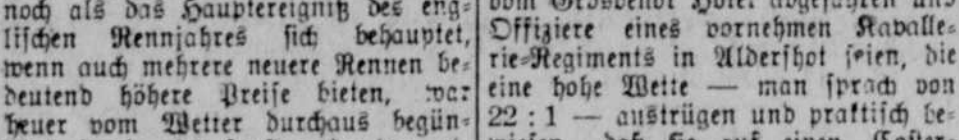
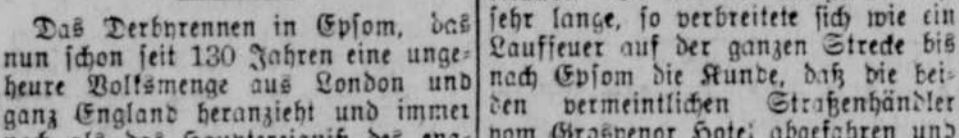
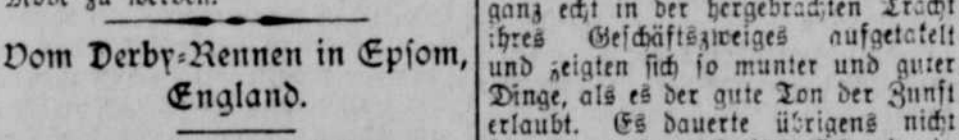
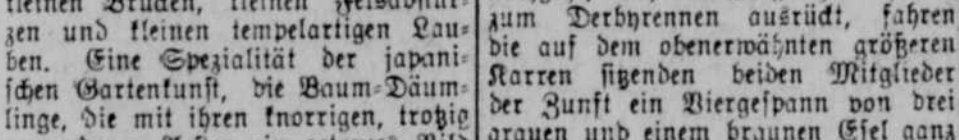
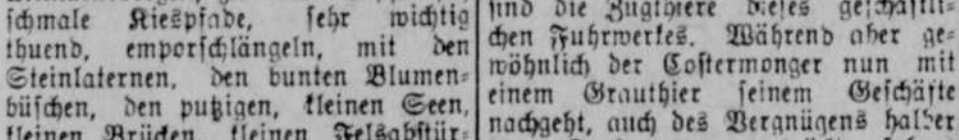
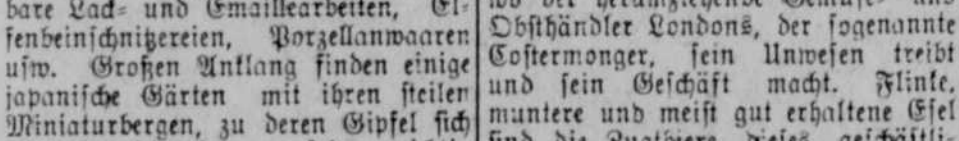
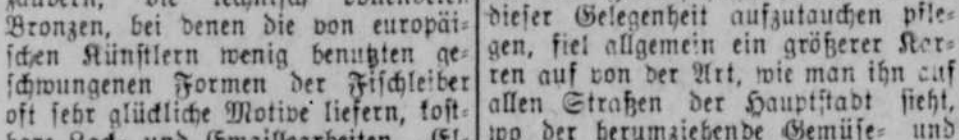
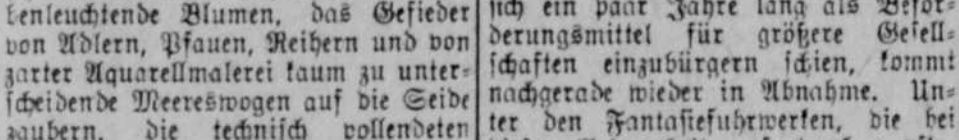
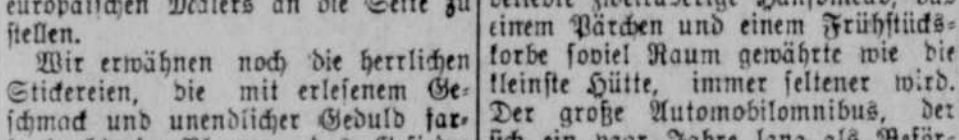
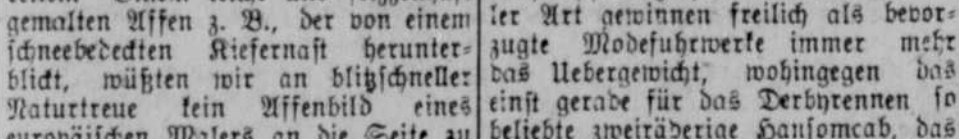
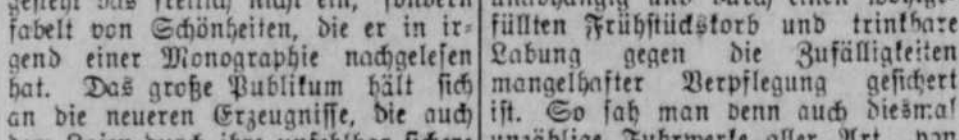
„Ja, Mehlenglid!“

„Wie das?“

„Er begegnete seinem Tiger.“

Recht hüßlich. „Heute fuhr vor unserem Hause ein Radfahrer in eine Wänseherde hinein!“

Herr: „Waren Sie auch dabei?“



Thontafeln, auf denen das Ergebnis einer unter dem König Bur-Sin von Ur, ungefähr um's Jahr 2350 v. Chr. vorgenommenen Vermessung verzeichnet ist.